

Alexa Klettner, Gabriele Lingelbach (Hg.)

BLINDHEIT IN DER GESELLSCHAFT

Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge

Blindheit in der Gesellschaft

Disability History

Herausgegeben von Gabriele Lingelbach, Elsbeth Bösl und Maren Möhring

Band 6

Alexa Klettner ist Professorin für Experimentelle Retinologie an der Universität Kiel in der Augenklinik des Universitätsklinikums. *Gabriele Lingelbach* ist Professorin für die Geschichte der Neuzeit (19. bis 21. Jahrhundert) an der Universität Kiel.

Alexa Klettner, Gabriele Lingelbach (Hg.)

Blindheit in der Gesellschaft

Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Dr. Gabriele Lederle-Stiftung

ISBN 978-3-593-50818-4 Print
ISBN 978-3-593-43878-8 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Potenziale und Grenzen einer multi- bzw. interdisziplinären Analyse von Blindheit als gesellschaftlichem Phänomen	7
<i>Alexa Klettner und Gabriele Lingelbach</i>	
Blindheit aus der Perspektive der Sehenden: Menschen ohne Augenlicht in den europäischen Periodika des 18. Jahrhunderts	35
<i>Patrick Schmidt</i>	
Blindheit und Sehbehinderungen in der Zeit der Aufklärung: Diagnosen und Bewältigungsstrategien	65
<i>Irmtraut Sabmland</i>	
Blindheit in Deutschland im 20. Jahrhundert	97
<i>Klaus Rohrschneider</i>	
»Los von der Armenfürsorge!« Blinde Menschen im deutschen Sozialstaat vom späten 19. Jahrhundert bis zur frühen Bundesrepublik	119
<i>Wilfried Rudloff</i>	
Mobilitätsassistenten für blinde Menschen	153
<i>Natalie Geese</i>	
Sehbeeinträchtigung im Alter als psychische Herausforderung – Argumente für eine Psycho-Ophthalmologie	191
<i>Hans-Werner Wahl</i>	

<i>Deaf Culture</i> und <i>Blind Community</i> – moderne Vergesellschaftungsformen von Behinderung	207
<i>Siegfried H. X. Saerberg</i>	
Autorinnen und Autoren	241

Potenziale und Grenzen einer multi- bzw. interdisziplinären Analyse von Blindheit als gesellschaftlichem Phänomen

Alexa Klettner und Gabriele Lingelbach

Der vorliegende Sammelband, in dem sich Expertinnen und Experten aus sehr unterschiedlichen Disziplinen zum Phänomen der Blindheit äußern, ist ein Projekt, das auf einer intellektuellen Neugierde auf eine andere, für einen selbst unbekannt und auch unerwartete wissenschaftliche Sichtweise basiert. Die Idee zu diesem Vorhaben wurde geboren aus angeregten Gesprächen zwischen einer in der Medizin tätigen Naturwissenschaftlerin und einer Historikerin, also Vertreterinnen zweier Fachgebiete, die sich trotz teilweise gemeinsamer Forschungsgegenstände normalerweise nicht austauschen, vielleicht, weil sie glauben, sich nichts zu sagen zu haben. In den gemeinsamen Diskussionen wurde schnell deutlich, wie unterschiedlich die jeweiligen (Fach)Sprachen von Medizin und Geschichtswissenschaft sind und in welchem Maße sich hier unterschiedliche Denkschulen gegenüberstanden. Und ebenso wurde schnell deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die andere Ansichten, andere Denkrichtungen vertreten und eine andere Nomenklatur verwenden, anstrengend sein kann und ein hohes Maß an Offenheit und, um ein vielstrapaziertes Wort zu bemühen, Toleranz (nicht Akzeptanz!) voraussetzt. Zugleich zeigte sich aber auch, dass gerade die Diskussionen mit dem Anderen uns dazu bringen, unsere eigenen Ansichten zu hinterfragen. Indem man den eigenen Echoraum, die eigene Disziplin auch einmal verlässt, ist man in der Lage, sich jene Anregung zu holen, die die eigenen Überzeugungen ins Wanken bringen oder aber auch stärken bzw. weiterentwickeln kann.

Die ursprüngliche Idee, den gemeinsamen Forschungsgegenstand auch gemeinsam in den Blick zu nehmen, mündete 2016 in einer interdisziplinären bzw. multidisziplinären Tagung über Blindheit in Deutschland, die von den Herausgeberinnen dieses Bandes mit der finanziellen Unterstützung der Dr. Gabriele Lederle Stiftung organisiert und durchgeführt wurde. Hier trafen sich Mediziner, Soziologen, Pädagogen, Kunsthistoriker, Psychologen

und Historiker, um ihre jeweils eigenen, auf Blindheit bezogenen Forschungen einem ebenfalls multidisziplinären Publikum zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen. Einige der (überarbeiteten) Vorträge finden sich, ergänzt um weitere eingeworbene Beiträge, in diesem Buch wieder, das auch einem breiteren Publikum die Möglichkeit geben soll, sich dem Thema Blindheit aus einer interdisziplinären Perspektive anzunähern. Bei der Auswahl der Texte wurde darauf geachtet, blinde und nichtblinde Autorinnen und Autoren zu Wort kommen zu lassen. Ebenso war es ein Anliegen, dass in dem Band sowohl Geistes- als auch Sozialwissenschaftlerinnen sowie Mediziner vertreten sind, um das Thema »Blindheit« in möglichst vielen Facetten zu beleuchten. Geeint werden alle Beiträge durch die Einordnung von Blindheit als gesellschaftlichem Phänomen, dementsprechend wurde darauf verzichtet, rein naturwissenschaftliche Texte in das Sample aufzunehmen. Nur über diese thematische Fokussierung konnte ein hinreichend umrissenes gemeinsames Untersuchungsobjekt und miteinander kompatible Fragestellungen gefunden werden. Um ein möglichst hohes Maß an Kohärenz zwischen den einzelnen Beiträgen zu gewährleisten, liegt zudem der Fokus auf historischen Entwicklungen und gegenwärtigen Aspekten von Blindheit in Deutschland. Ausblicke auf Entwicklungen in anderen Ländern kommen nur am Rande vor.

Erbblindung und Blindheit – quantitative und qualitative Annäherungen

Erbblindung ist ein medizinisches und gesellschaftliches Phänomen von hoher Relevanz, sowohl in der gesamten Welt als auch in Deutschland: Global wird davon ausgegangen, dass heutzutage etwa 32,4 Millionen Menschen erblindet sind und circa 191 Millionen Menschen eine schwere Sehbehinderung haben.¹ Genaue Zahlenangaben für Deutschland gibt es nicht, aber aufbauend auf Angaben des Blindenverbandes und extrapoliert aus bewilligten Anträgen auf Blindengeld schätzte man kurz nach der Jahrtausendwende, dass zwischen 82.000 und 155.000 erblindete Menschen und zwischen 500.000 bis 1,2 Millionen schwer sehbehinderte Menschen in

1 Zahlen nach Bourne u.a., »Causes«, S. 339.

Deutschland lebten.² Dabei hat die Zahl der blinden Menschen in den letzten ca. 100 Jahren deutlich zugenommen. In der sogenannten Gebrechlichenzählung der Jahre 1925/1926 wurden etwa 40.000 Betroffene registriert, eine Studie aus dem Jahr 2000 ging dagegen von 120.000 erblindeten Menschen in Deutschland aus.³ Inwiefern dieser Trend zur Zunahme anhalten wird, ist allerdings umstritten. In Anbetracht der demographischen Prognosen, die einen Anstieg der über 60-Jährigen von 19,9 Millionen im Jahr 2001 auf 24,6 Millionen für 2020 und 27,6 Millionen für 2050 bei einer Abnahme der deutschen Gesamtbevölkerung von 82 Millionen auf 75,1 Millionen Menschen erwarten,⁴ rechnen einige Forscherinnen und Forscher mit einem massiven Anstieg der Anzahl von erblindeten und sehbehinderten Menschen und sagen eine zum Teil dramatische Zunahme von Erblindungen in Deutschland voraus.⁵ Sogar von einer »sozioökonomischen Zeitbombe« ist die Rede.⁶ Andere Autoren gehen in Anbetracht der sich verbessernden Behandlungsmethoden hingegen nicht von einer Erhöhung der Zahl der Erblindungen aus.⁷ Die pessimistischen Extrapolationen machen für die prognostizierte Entwicklung vor allem die fortgeschrittene altersabhängige Makuladegeneration verantwortlich, eine im Alter häufig auftretende Erkrankung, welche die Hauptursache für Erblindungen in der westlichen Welt darstellt. Experten rechnen für das Jahr 2020 mit gut einer Million Patienten und Patientinnen mit altersabhängiger Makuladegeneration in Deutschland.⁸ Diese Zahlen suggerieren, dass sich unsere Gesellschaft auf eine zunehmende Anzahl von Bürgerinnen und Bürgern mit schweren Sehbehinderungen einstellen sollte.

2 Schrader, »Makuladegeneration«, S. 742.

3 Ebd., S. 743, Abbildung 2.

4 Ebd., S. 745.

5 Finger u.a., »Incidence«, S. 4381; Schrader, »Makuladegeneration«, S. 746.

6 So der Untertitel des Artikels von Schrader, »Makuladegeneration«.

7 So etwa Klaus Rohrschneider: »Andererseits ist für den deutlich längeren Zeitraum der letzten 15 Jahre trotz einer eindeutigen Zunahme des Anteils Älterer weder eine absolute Zunahme der Blinden noch eine Zunahme des Anteils älterer Blinder festzustellen. Auch wenn im untersuchten Zeitraum eine Abnahme der Erblindungen aufgrund effektiver Therapien nicht belegt ist, sind für zukünftige Schätzungen solche Einflüsse nicht vorhersehbar. Aus diesem Grunde bleibt zu hoffen, dass eine effektive Blindheitsverhütung auch zukünftig dazu führt, dass die vorhergesagten Zahlen zu hoch sind.« (Rohrschneider, »Blindheit«, S. 375). Ähnlich argumentieren Claessen u.a., »Evidence«, S. 523.

8 Schrader, »Makuladegeneration«, S. 746.

Die hier nur kurz umrissene Problematik wird im vorliegenden Sammelband in dem Beitrag des Mediziners Klaus Rohrschneider genauer dargestellt, der auf die Entwicklung von Erblindungsphänomenen in Deutschland während der letzten 100 Jahre eingeht und dabei auch die verschiedenen Ursachen von Erblindung thematisiert. Dabei rekurriert er auf eine in der Medizin, aber auch in der Sozialgesetzgebung übliche Definition von Erblindung, die nicht gleichbedeutend mit dem kompletten Verlust des Gesichtssinns ist, sondern auch starken Sehverlust umfasst. Weiterhin legt Klaus Rohrschneider dar, in welchem Maße die Diagnosestellung vom jeweils zeitgenössischen Wissen und den jeweiligen Behandlungspraktiken abhing. So kann er den Wandel im Hinblick auf die gestellten Diagnosen aufzeigen. Ebenso betont der Beitrag, dass die verbesserte medizinische Versorgung zu Veränderungen bei den Erblindungsursachen führte. Doch auch Klaus Rohrschneider stellt heraus, dass die absolute Zunahme von Erblindungen vor allem auf demographische Entwicklungen zurückzuführen ist.

Die in den medizinischen Studien aufgeführten Prognosen für die Entwicklung von Blindheit und Sehbehinderung stellen als deren Folgen meist die angenommenen Kosten für Therapie und Versorgung in den Mittelpunkt. Diese fiskalische Argumentation ist aber überaus einseitig, hat doch die Erblindung gerade von älteren Menschen auch einen wesentlichen Einfluss auf deren psychische Verfassung. Dieser Dimension von Sehverlust im höheren Lebensalter widmet sich im vorliegenden Sammelband der Psychologe Hans-Werner Wahl, der den Zusammenhang zwischen Seheinschränkung und kognitiver Leistung sowie Wohlbefinden im Alter ebenso beleuchtet wie den diesbezüglichen Interventionsbedarf. Im Hinblick auf das seelische Wohlbefinden der Betroffenen ergeben seine Untersuchungen, dass dieses nach einem initialen Abfall zu Beginn der Erkrankung im Laufe der Zeit wieder ansteigen kann, um schließlich bei einem Rückgang der Alltags-selbstständigkeit wieder abzufallen. Der Zusammenhang zwischen Alltagskompetenzen und positiver emotionaler Gestimmtheit ist dabei auffällig, was die Bedeutung einer fallspezifischen, alltagspraktischen Rehabilitation für die betroffenen älteren Menschen unterstreicht. Der Autor plädiert in diesem Zusammenhang für die Implementierung von *selfmanagement*- und Körperbewegungsprogrammen, die zum einen Stress und Depressionsrisiken reduzieren sowie zu einer Zunahme an Wohlbefinden führen und zum anderen die Beweglichkeit der Patienten und Patientinnen verbessern können. Neben den positiven Effekten für die Betroffenen könnten solche Programme außerdem die psychosozialen Kosten senken. Allerdings sind diese

Angebote noch wenig verbreitet, was der Autor unter anderem auf die mangelnde Kenntnis um diese, auf die unklare Kostenerstattungssituation und auf eine rehabilitationsfeindliche Altersdiskriminierung zurückführt.

Natürlich sind in dieser Diskussion die Frage der medizinischen Versorgung und die Forderung nach der Bereitstellung der notwendigen Ressourcen wichtig und berechtigt – doch umfasst die Herausforderung viel mehr als nur eine medizinische Versorgung und die Rehabilitation. Weiteren gesellschaftlichen Aspekten, wie beispielsweise dem gesellschaftlichen Umgang mit Menschen mit Sehbehinderung oder der Gestaltung eines (seh-)behindertengerechten öffentlichen Raumes, wird allerdings in vielen mit Blindheit befassten wissenschaftlichen Disziplinen eher wenig Beachtung geschenkt. Dabei ist die Frage nach dem Umgang mit Menschen mit Sehbehinderung oder Blindheit eine, welche die ganze Gesellschaft betrifft, inbegriffen der persönlich durch Krankheit, aber auch durch die Pflege Betroffenen, aber auch der politischen und der administrativen Entscheidungsträger, die die Rahmenbedingungen für den gesellschaftlichen Umgang gestalten müssen, wie darüber hinaus auch der Gesamtgesellschaft, die sich dieser Herausforderung stellen muss. Dies betonen die hier präsentierten Beiträge von Natalie Geese und Wilfried Rudloff. So beschreibt die Soziologin Natalie Geese, wie blinde oder stark sehbeeinträchtigte Menschen in der Öffentlichkeit in alltäglichen Situationen mit Barrieren konfrontiert sind, seien es Blumenkübel in Innenstädten, die für blinde Menschen Hindernisse und potenzielle Gefahrenquellen darstellen, oder Glasscherben auf Gehwegen, die für Führhunde ein Verletzungsrisiko bedeuten. Im Zentrum des Beitrages stehen dabei die Vor- und Nachteile der verschiedenen Mobilitätsassistenzen für blinde Menschen – der weiße Langstock, der Führhund und die sehende menschliche Assistenz – und wie diese im Alltag eingesetzt werden können, um Barrieren zu begegnen. Zugleich wird darauf hingewiesen, welche gesellschaftlichen Maßnahmen nötig sind, um die Vorteile der jeweiligen Mobilitätsassistenzen zu erhöhen, die Nachteile zu minimieren.

Der Historiker Wilfried Rudloff konzentriert sich in seinem Beitrag auf einen anderen Aspekt des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Phänomen der Blindheit, indem er erläutert, wie staatliche Stellen insbesondere über die Sozialgesetzgebung auf die Lebensumstände blinder und stark sehgeschädigter Menschen in Deutschland in den vergangenen 100 Jahren eingewirkt haben, um so auch die Unterschiede zwischen vier konsekutiven unterschiedlichen politischen Systemen herauszustellen. Dabei kann er aufzeigen,

dass Blinde im Vergleich zu anderen Gruppen von Menschen mit Behinderungen relativ früh staatliche Hilfsangebote und Leistungen erhielten, zugleich aber die sogenannten Zivilblinden gegenüber den sogenannten Kriegsblinden noch lange benachteiligt wurden. Diese Unterschiede sind teilweise auf Aktivitäten selbstadvokatorisch ausgerichteter Interessenorganisationen von Betroffenen zurückzuführen, aber auch auf Bilder und Vorstellungen von Blindheit und blinden Menschen, die in den jeweiligen Gesellschaften kursierten und die sozialpolitischen Entscheidungen beeinflussten.

Interdisziplinarität

Die vorangegangenen Kurzdarstellungen belegen bereits den mit diesem Sammelband verbundenen Versuch, sich dem Phänomen der Blindheit interdisziplinär anzunähern. Interdisziplinarität hat sicherlich einen guten Ruf: Wer sie in der akademischen Welt im Munde führt, tut dies oftmals affirmativ, gilt sie doch bei aller immer noch vorherrschenden inhaltlichen Unbestimmtheit als eine Möglichkeit, den negativen Konsequenzen der zunehmenden wissenschaftlichen Spezialisierung und damit der Tendenz entgegenzutreten, dass die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler immer mehr über immer weniger wissen.⁹ Interdisziplinarität – entweder als fächerübergreifendes Nachdenken und Forschen über einen gemeinsamen Gegenstand oder als fächerübergreifende Anwendung einer gemeinsamen Methode bzw. als »Anwendung von Theorien, Modellen oder Methoden eines Faches für ein anderes«¹⁰ oder aber als forschungspraktische Koopera-

⁹ Noch gibt es keine allgemein anerkannte und durchgesetzte Definition von Interdisziplinarität oder auch von der erst im Folgenden erwähnten Multidisziplinarität bzw. Transdisziplinarität – wir geben hier eine tentative Annäherung an eine solche Definition. Einführend zur Theorie und Praxis der Interdisziplinarität siehe u.a. Jungert, »Was zwischen wem«; Löffler, »Vom Schlechten«; Schmale, »Trans- und Interdisziplinarität«; Sukopp, »Interdisziplinarität«; Voigt, »Interdisziplinarität«; Welle, »Mut«. Die Genese interdisziplinärer Zusammenarbeit zeichnet nach: Kocka, »Konstellationen«. Eine umfassende englischsprachige Einführung bietet Frodeman (Hg.), *Oxford Handbook*.

¹⁰ Sukopp, »Interdisziplinarität«, S. 14.

tion beispielsweise in einem Forschungsverbund – wird mithin oft eingefordert, allerdings bleibt es häufig bei Lippenbekenntnissen.¹¹ Beispiele der praktischen Umsetzung sind seltener als man angesichts der häufigen Erwähnung des Begriffs glauben mag, und damit mangelt es auch an erfahrungsgesättigten »Anleitungen«, wie interdisziplinäre Zusammenarbeit gelingen kann.¹² In diesem Sinne ist der vorliegende Sammelband ein besonders gewagtes Experiment: Zwar eint alle Beiträge das gemeinsame Thema namens »Blindheit«, doch sind die disziplinären Hintergründe und damit auch die Wissenskulturen der Autorinnen und Autoren denkbar disparat. Damit geht der Grad an Interdisziplinarität über das hinaus, was sonst üblich ist, finden sich doch Beiträge aus zwei Großgruppen der Wissenschaften zwischen zwei Buchdeckeln vereint – einerseits den Geistes- und Sozialwissenschaften, andererseits der Medizin. Somit sind Disziplinen, die sich »räumlich, zeitlich und sozial begrenzten, oftmals kontingenten Kontexten«¹³ widmen, ebenso vertreten wie Disziplinen, die sich eher das Ziel setzen, Gesetzmäßigkeiten aufzudecken. Brückenschläge dieser weiten Art zwischen dem, was im englischen sogar sprachlich getrennt wird zwischen *humanities* auf der einen Seite und *sciences* auf der anderen sind äußerst selten. Im akademischen Alltag treffen beispielsweise Mediziner und Germanistinnen nur überaus selten aufeinander, Gelegenheiten zum gegenseitigen Austausch zwischen Physikerinnen und Ethnologen halten sich in der Regel ebenfalls in engen Grenzen.¹⁴ Das Universitätssystem generiert nur selten Gelegenheiten, zufällig miteinander zu sprechen. Aber auch intendierte Kontaktaufnahmen kommen kaum vor, der Wille zum gegenseitigen wissenschaftlichen Austausch ist beschränkt, auch, weil die potenziellen Probleme, die bei einer solchen Zusammenarbeit entstehen können, nur allzu offensichtlich sind.

Denn tatsächlich trennt die Natur- und die Geistes- bzw. Sozialwissenschaften vieles. Dies beginnt bereits bei der Gegenwartsrelevanz und dem Anwendungsbezug, die den verschiedenen Fächern zugewiesen werden und damit auch der gesellschaftlichen Rolle, die sich Natur- bzw. Geisteswissen-

11 Die Unterteilung in drei Typen von Interdisziplinarität folgt Voigt, »Interdisziplinarität«, S. 32–33.

12 Eine solche erfahrungsgesättigte Rückschau findet sich in Arnold, »Interdisziplinarität«.

13 Schmale, »Trans- und Interdisziplinarität«, S. 3.

14 Völlig traditionslos ist dieser Brückenschlag aber auf keinen Fall, dafür spricht die Existenz von Projekten im Bereich der Klimafolgenforschung, um nur ein Beispiel zu nennen. Von einem frühen Experiment, im Bereich der Verhaltensforschung Natur- und Geisteswissenschaftler zusammenzubringen, berichtet Immelmann, »Interdisziplinarität«.

schaftler zuschreiben. So kann man zwar sicherlich bei den Naturwissenschaften zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung unterscheiden, doch selbst bei ersterer wird vorausgesetzt, dass sie letztlich Ergebnisse erbringen wird, die beispielsweise unser Verständnis von Krankheiten verbessern oder auch für therapeutische oder präventive Maßnahmen einsetzbar oder in technologische Innovationen umsetzbar sein könnten. Darüber wird den Naturwissenschaften eine gesellschaftliche Legitimität zugesprochen, die ihre Existenzgrundlage sichert. Die meisten Geistes- und viele Sozialwissenschaftlerinnen können dagegen lediglich eine mittelbare gesellschaftliche Relevanz für sich beanspruchen, etwa, wenn Historikerinnen betonen, dass sie zur Selbstaufklärung von Gegenwartsgesellschaften beitragen, wenn sie das Gewordensein des Jetzts analysieren oder Soziologen die Kritikfähigkeit und -kompetenz ihrer Zeitgenossen sowie deren Analysefähigkeit in Bezug auf gesellschaftliche Phänomene mithilfe ihrer Forschungen erhöhen wollen. Dieser Unterschied spiegelt sich auch in den Beiträgen dieses Bandes wider, finden sich hier doch sowohl Aufsätze, die Vorschläge unterbreiten, wie die Lebenssituation und der Alltag von erblindenden oder blinden Menschen konkret verbessert, wie ihre Bedürfnisse besser berücksichtigt werden können, als auch Untersuchungen, die beispielsweise aufzeigen, welche Handlungsspielräume blinde Menschen in früheren Gesellschaften hatten oder welche Bilder und Stereotypen in Bezug auf blinde Menschen früher kursierten, sodass dem Leser und der Leserin in der Gegenwart verdeutlicht werden kann, wie gesellschaftlich bzw. situativ bedingt und damit variabel vermeintlich unwandelbare Lebenslagen und Bilder von Menschen mit Sehbehinderungen sein können.

Des Weiteren ist auf grundsätzliche epistemologische Unterschiede hinzuweisen: Für Naturwissenschaftlerinnen existiert, zumindest im naturwissenschaftlichen Selbstverständnis, ihr Forschungsgegenstand unabhängig vom Betrachter und kann als solcher untersucht werden, das empirische Material ist also unmittelbar zugänglich. Geistes- und Sozialwissenschaftler hingegen betonen stärker, dass sie ihre Untersuchungsgegenstände über ihre Fragestellungen, über die von ihnen verwendeten Begrifflichkeiten, Kategorien, über die Wahl ihres Forschungsdesigns, der heuristisch eingesetzten Theorien usw. konstruieren. Sie wissen zudem um die Historizität und gesellschaftliche Bedingtheit ihrer Forschungen, Fragestellungen, verwendeten Methoden und Theorien. Daher sind sie stets aufgefordert, ihre Grundannahmen und übergreifenden Fragestellungen offenzulegen und zu begründen, warum sie mit welchen Kategorien, Methoden, Theorien und Modellen

arbeiten. In ähnlicher Form gilt letzteres allerdings auch für die Naturwissenschaftler, die ebenfalls ihre Fragestellungen definieren und ihre Methoden und verwendeten Modelle rechtfertigen müssen. Fragestellungen, Methoden und Modelle sind dabei ebenso im Laufe der Zeit veränderbar, was aber als durch den wissenschaftlichen Fortschritt bedingte selbstverständliche Weiterentwicklung aufgefasst wird. Die gesellschaftliche Bedingtheit schlägt sich vor allem in der Akzeptanz oder Ablehnung von spezifischen Methoden (Stammzellenforschung, Gentechnik, Tierversuche oder ähnlichen)¹⁵ und in der durch gesellschaftliche Strömungen und Interessen bedingten Wahl von Forschungsschwerpunkten nieder; die Annahme einer außerhalb des Betrachters liegenden Natur der Dinge, die ja der Kern jeder Naturwissenschaft ist, wird davon aber nicht beeinflusst. Dass aber beispielsweise die Verwendung der gebräuchlichen Terminologie und deren Perzeption mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten in Wechselwirkung stehen, wird zwar auch diskutiert,¹⁶ steht aber nicht im Zentrum naturwissenschaftlicher Betrachtung.

Und auch bei den Begrifflichkeiten zeigen sich Unterschiede. Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler formulieren in der Regel insofern voraussetzungsvoll, als sie Fachtermini verwenden, die für Personen, die das Fach nicht studiert haben, meist nicht verständlich sind. Damit sind naturwissenschaftliche Fachartikel für Geistes- und Sozialwissenschaftler und auch für das allgemeine Publikum in der Regel nicht nachvollziehbar. Folglich stehen Vertreterinnen und Vertreter naturwissenschaftlicher und medizinischer Disziplinen hinsichtlich der »Popularisierung« ihrer Erkenntnisse vor besonderen Herausforderungen.¹⁷ Zwar hat die Popularisierung von Forschungsergebnissen für den allgemeinen Leser auch in den Naturwissenschaften eine lange Tradition, doch ist diese als getrennt von der

15 Als Beispiel mögen das Ende der Primatenforschung in Tübingen (siehe Anonym, »MPG«) und das in Deutschland aufgestellte Verbot dienen, embryonale Stammzellen zu benutzen, was auch strafrechtliche Folgen haben kann (Schwarz, »Strafrechtliche Grenzen«).

16 Z.B. Savalastog, »Gene«; hier werden Begriffe der Genetik als »Mythen« und kulturelle Phänomene näher betrachtet, mit Verweisen z.B. auf »The Gene as a Cultural Icon« von Nelkin and Lindee aus dem Jahr 1995. Die Autorin ist aber nicht in den Naturwissenschaften anzusiedeln, sondern ist an das Centre for Research Ethics and Bioethics angebunden.

17 Eine frühe Problematisierung dieses Phänomens bei Deich, »Gefahren«.

Fachpublikation anzusiedeln.¹⁸ Sicherlich engagieren sich auch durchaus prominente Wissenschaftler bei der Herausgabe populärwissenschaftlicher Bücher,¹⁹ oft erfolgt letzteres aber gerade nicht durch Experten bzw. Autoren, die von der Fachwelt als solche anerkannt werden. Denn insgesamt wird die Popularisierung von Forschungsergebnissen in Wissenschaftskreisen traditionell eher kritisch betrachtet.²⁰ Generell wird eine sinnentstellende Vereinfachung und, gerade im Fall von Wissenschaftsjournalismus, auch eine Sensationalisierung befürchtet – allerdings zeichnet sich auch hier vielerorts ein Gesinnungswandel ab, sodass es Bestrebungen gibt, medizinische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zusätzlich in anderer Form als in Artikeln in Fachjournalen zu verbreiten.²¹

Bei Geistes- und Sozialwissenschaftlern ist die Problematik anders gelagert: Zwar versuchen zumindest einige von ihnen so zu schreiben, dass es auch ein allgemeines Publikum nachvollziehen kann – angesichts der hohen Verkaufszahlen des einen oder anderen geschichtswissenschaftlichen Sachbuches anscheinend nicht ganz erfolglos – doch steht dahinter in der Regel dennoch eine intensive Begriffsarbeit. Die meisten geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen kennen extensive Diskussionen um die Vor- und Nachteile der von ihnen verwendeten Begriffe, betonen deren Historizität ebenso wie deren weltanschauliche oder epistemologische Implikationen usw. Naturwissenschaftlern (einschließlich der Mediziner) ist eine solche Diskussion eher fremd, da sie es gewohnt sind, mit definierten Begriffen

18 Zur Genese und Gegenwart des Wissenschaftspopulismus siehe stellvertretend für die umfangreiche Literatur zu diesem Thema Daum, »Popularisierung« sowie Eichholz, *Popularisierung*, 3.10.2010, <https://eldorado.tu-dortmund.de/handle/2003/26968>.

19 So etwa Albert Einstein, siehe dazu Wetzel, »Relativitätstheorie«.

20 Zum Misstrauen gegenüber der Popularisierung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse siehe beispielsweise Deich, »Gefahren« oder auch Daniela Eichholz, die betont: »Vertretern der Wissenschaft gelten Journalisten vielfach (noch) als unterinformiert – allerdings seien Journalisten immerzu auf der Jagd nach einer reißerischen Story, weshalb halbgarer wissenschaftliche Erkenntnisse oder Interna des Wissenschaftsbetriebs zu Artikeln verarbeitet würden, deren Nutzen für eine Information, Aufklärung, Bildung, oder Überzeugungsarbeit eher fraglich sei. Vielfach werden die Berichterstattungen durch Wissenschaftsjournalisten als kontraproduktiv bewertet. Nicht nur schade der Journalismus nur allzu häufig dem Image der Wissenschaft – viele der wissenschaftlichen Sachverhalte seien grob verkürzt oder gar vollends als unrichtig dargestellt« (Eichholz, *Popularisierung*, 3.10.2010, <https://eldorado.tu-dortmund.de/handle/2003/26968>, S. 188).

21 Zum Vorschlag, die eigenen Erkenntnisse in zweierlei Form zu veröffentlichen, siehe u.a. Sommer, »Dissemination«, der für eine duale Publikationspraxis jeweils für ein professionelles und ein Laienpublikum plädiert. Siehe auch ein entsprechendes Interview mit Carl Zimmer über das Schreiben populärwissenschaftlicher Bücher (Zimmer, »Writing«).

ohne weltanschaulichen Hintergedanken zu arbeiten. Auch dies macht die Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Disziplinen schwierig – wirkt doch die pragmatische Verwendung von auch in der Alltagssprache gebräuchlichen Begriffen für einen Geistes- und Sozialwissenschaftler oft unbedarft. Umgekehrt erfahren naturwissenschaftlich definierte Begriffe auch durch deren Eingang in die Umgangssprache eine »semantische Erosion«²², die rückwirkend die verwendeten Begriffe entpräzisieren und mit weltanschaulichen Implikationen aufladen können, die im naturwissenschaftlichen Kontext nicht vorhanden sind.

Dass sich Naturwissenschaften auf der einen und Geistes- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite im Hinblick auf die Verwendung von Begriffen unterscheiden, zeigt sich in besonderem Maße, wenn – wie in diesem Sammelband – Phänomene wie ›Behinderung‹ oder auch ›Blindheit‹ im Zentrum stehen, bei denen viele Bedeutungsebenen mitschwingen. In den Texten von Sozial- und Geisteswissenschaftlern, die sich im Rahmen der *disability studies* bewegen, findet sich beispielsweise oft der Begriff ›Menschen mit (Seh-)Behinderungen‹. Früher verwendete Vokabeln wie ›Versehrte‹, ›Behinderte‹, ›Blinde‹, ›Schwachsichtige‹ oder gar ›Krüppel‹ werden als diskriminierend verworfen.²³ Vielmehr benutzt man ›Menschen mit Behinderungen‹, gegebenenfalls auch ›behinderte Menschen‹ bzw. ›blinde Menschen‹, um erstens zu betonen, dass die Behinderung den Betroffenen nicht immanent ist und zweitens, weil die so Bezeichneten nicht auf ein Merkmal, nämlich ihre Behinderung, reduziert werden. Dagegen ist der Begriff ›blind‹, wie er in der Medizin, aber auch in juristischen Texten verwendet wird, als eine bestimmte Sehfähigkeit definiert; die Bezeichnung eines Menschen, auf den diese Definition zutrifft, als ›Blinder‹ gilt im medizinischen Kontext als tatsachenkonform.²⁴ Dabei ist auch zu bedenken, dass es dem Wesen der Medizin immanent ist, sich auf die Körperlichkeit zu beziehen – sind doch die Körperlichkeit und die dort vorherrschenden Abweichungen von der Norm dasjenige, womit sich die Medizin beschäftigt. Eine Reduktion des

22 Gradmann, »Bazillen«, S. 83.

23 Zur Begriffsgeschichte siehe Schmuhl, *Exklusion*.

24 Laut Leitlinien der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft gilt als Blindheit, wenn die »Sehschärfe [...] auf keinem Auge und auch nicht beidäugig mehr als 0,02 [beträgt] oder Störungen des Sehvermögens [bestehen], die dieser Beeinträchtigung gleichkommen« (Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft, *Leitlinie*, August 2011, <http://www.dog.org/wp-content/uploads/2009/09/Leitlinie-Nr.-7-Versorgung-von-Sehbehinderten-und-Blinden.pdf>, S.2). Die gesetzlichen Regelungen zu Blindheit werden u.a. im Sozialgesetzbuch (SGB XII § 72) geregelt.

Menschen auf diese Eigenschaften, wie sie zum Beispiel im Begriff ›Blinder mitschwingt, ist daher dem Kontext geschuldet. All die anderen Eigenschaften und Eigenheiten, die einem blinden Menschen noch innewohnen, stehen, sofern sie nicht ebenfalls von medizinischem Interesse sind, schlicht außerhalb der medizinischen Betrachtungsweise.

Während der Tagung, die diesem Sammelband vorausging, wurde offensichtlich, dass den meisten Medizinerinnen und Medizinerinnen die in den Geistes- und Sozialwissenschaften geführten Diskussionen über adäquate Begrifflichkeiten unbekannt waren. Unter anderem benutzten einige Tagungsteilnehmer die Wörter ›Behinderte‹ oder ›Blinde‹, während vor allem die Geistes- und Sozialwissenschaftler diese Begriffe aus den bereits genannten Gründen eher vermieden. Dem Leser/der Leserin dieses Sammelbandes wird auffallen, dass die beiden Herausgeberinnen darauf verzichtet haben, ›Sprachpolizei‹ zu spielen, sie haben den Autoren die Freiheit gelassen, bei ihrer gewohnten Begrifflichkeit zu bleiben, wenn auch erst nach langen Diskussionen. Denn bei solchen Aspekten gehen nun einmal Geistes- und Naturwissenschaften tatsächlich getrennte Wege, das gilt es zu respektieren.

Sicherlich: Die potenziellen Schwierigkeiten des gegenseitigen Austausches über Disziplinengrenzen hinweg, das legen die bisherigen Ausführungen nahe, sind groß, der Mehraufwand an gegenseitigem Erklären und damit auch an Zeit ist deutlich; einige Probleme sind überwindbar, vielfach sind Annäherungen möglich, in einigen Punkten sind aber keine Kompromisse schließbar, ohne dass eine der Seiten auf die eigene identitäre disziplinäre Verortung verzichten müsste – was bei der Reputationsvergabe, die nun einmal innerfachlich funktioniert, problematisch wäre. Kernüberzeugungen und methodische Grundlagen des eigenen Faches, spezifische inhaltliche Füllungen dessen, was für die eigene Disziplin unter Wissenschaftlichkeit verstanden wird, all dies gibt kein Wissenschaftler und keine Wissenschaftlerin leichten Herzens auf, und dies setzt der Interdisziplinarität gewisse Grenzen. Und dennoch vergäbe man sich Vieles, wenn man den interdisziplinären Austausch zwischen Naturwissenschaften und Medizin auf der einen und Geistes- bzw. Sozialwissenschaften auf der anderen Seite von vornherein vermied. Es sind vor allem die Chancen des Lernens, der produktiven Verunsicherung und der produktiven Missverständnisse, auf die man verzichten müsste.

Denn in den meisten Fällen führt der Kontakt mit den Sichtweisen und Perspektivierungen anderer Fächer auf das eigene Thema zunächst zur

Verwirrung, dann aber gegebenenfalls zur Selbstbefragung und kritischen Reflexion der eigenen Herangehensweisen an und Aussagen über das gemeinsame Thema. Interdisziplinarität kann so das eigene disziplinäre Problembewusstsein schärfen. Besonders weitreichend ist Interdisziplinarität wohl dann, wenn eigene Ansätze im Licht neuer Erkenntnis reformuliert werden können. Hinzu kommt der Zwang zur Erklärung: Implizite und im eigenen disziplinären Rahmen meist unhinterfragte Setzungen müssen dem Gegenüber erläutert werden, und nicht allzu selten führt dies zur Einsicht, dass einige dieser Selbstverständlichkeiten tatsächlich grundsätzlich oder punktuell hinterfragt oder zumindest ergänzt werden sollten. Gegebenenfalls wird so auch das Wissen um die Grenzen des eigenen disziplinären Zugriffs geschärft. Auf jeden Fall führt der Zwang zur expliziten Erläuterung zur klareren Formulierung und damit Präzisierung der eigenen Sichtweise. Darüber hinaus kann der interdisziplinäre Austausch neue Fragestellungen für das eigene Fach generieren, beschäftigt sich doch gegebenenfalls die Kollegin einer anderen Disziplin mit einem Unteraspekt des gemeinsamen Untersuchungsgegenstands, der aus der eigenen disziplinären Perspektive noch gar nicht beleuchtet wurde. So kann Interdisziplinarität auch wie ein Schlüssel zur Erschließung neuer Forschungsfragen fungieren. Zudem besteht die Möglichkeit, sich im interdisziplinären Dialog über Zugänge und Konzepte anderer Fächer dahingehend zu informieren, dass deren Instrumentalisierbarkeit für das eigene Fach erkannt wird – dann dient Interdisziplinarität tatsächlich der »Aufhebung erkenntnishemmender Phänomene des modernen Wissenschaftsbetriebs.«²⁵

Aber es geht um mehr als nur um intradisziplinäre Lernprozesse: Viele Untersuchungsgegenstände haben eine größere Struktur und Reichweite als einzelne Disziplinen. Um ein vollständigeres oder zumindest adäquateres Verständnis des Forschungsgegenstandes zu erlangen, um Erkenntnisgewinne und Horizonterweiterungen zu ermöglichen, braucht es die Einbeziehung der Forschungsergebnisse weiterer Disziplinen, wie in diesem Sammelband: Blindheit als gesellschaftliches Phänomen lässt sich in einem interdisziplinären Dialog und durch eine multiperspektivische Herangehensweise umfassender verstehen, als wenn sich beispielsweise lediglich Soziologinnen und Soziologen damit befassen würden.

25 Feichtinger/Mitterbauer/Scherke, »Interdisziplinarität«, S. 12.

Disability studies und *disability history*

Wenn auch die Autorinnen und Autoren, die in dem vorliegenden Band zu Wort kommen, in sehr unterschiedlichen Disziplinen beheimatet sind, so eint sie doch ein gemeinsames Thema: die Beschäftigung mit dem Phänomen der Erblindung bzw. Blindheit und damit auch mit den Menschen, die davon betroffen sind. Oder weiter gefasst: Es eint sie die Beschäftigung mit dem Phänomen Behinderung und mit Menschen mit Behinderungen. Damit fallen die Beiträge in den Themenbereich eines interdisziplinären Ansatzes, der in den Geistes- und Sozialwissenschaften in den vergangenen Jahren zunehmende Aufmerksamkeit erfahren hat: den *disability studies*.²⁶ Diese Forschungsrichtung, die ihren Ursprung in der angelsächsischen akademischen Welt hat, mittlerweile aber auch in Deutschland Fuß fassen konnte, definiert den eigenen Forschungsgegenstand folgendermaßen:

»erstens eine Rekonstruktion von gesellschaftlichen und kulturellen Modellen, Theorien oder ›Bildern‹ der Behinderung, von wissenschaftlichem und Alltagswissen und nicht zuletzt von moralischen bzw. Sinnzuschreibungen, die unsere Vorstellungen und unser Denken über Behinderung prägen. Zweitens analysieren die Disability Studies die spezifischen Formen der Produktion, gesellschaftlichen Implementierung und Tradierung solcher Muster. [Drittens] kann man [...] Fragen nach eigen-tümlichen Sozialisationsformen bei Menschen mit Behinderungen und weitere biographische Aspekte anführen.«²⁷

Mit diesem Fokus sind die *disability studies* zwar stark von Soziologinnen und von Forschern zur Theorie und Praxis der Sozialarbeit geprägt, zugleich stellen sie aber einen interdisziplinären Zusammenhang dar, ordnen doch auch beispielsweise Literaturwissenschaftler, Juristinnen oder Psychologen ihre wissenschaftlichen Arbeiten den *disability studies* zu. In letzter Zeit haben sich auch immer mehr Historiker und Historikerinnen mit der Geschichte von Menschen mit Behinderungen beschäftigt, sodass sich die *disability history* als eigene Subdisziplin im Rahmen der Geschichtswissenschaft konstituiert.²⁸

26 Deutschsprachige Einführungen in die *disability studies* sind u.a. Dederich, *Körper*; Waldschmidt/Schneider (Hg.), *Disability Studies*; kürzer: Renggli, »Disability Studies«, Waldschmidt, »Disability Studies«. Ein englischsprachiges Äquivalent ist beispielsweise Albrecht/Seelman/Bury (Hg.), *Handbook*.

27 Dederich, *Körper*, S. 28.

28 Überblicke über die Forschungsentwicklung im Bereich der *disability history* bieten Bösl, *Dis/ability History*, 7.7.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2009-07-001>; Lingelbach/Schlund, *Disability History*, 8.7.2014, http://docupedia.de/zg/Disability_History. Diverse Sammelbände mit empirischen Studien zur Geschichte von Menschen

Allerdings kann innerhalb der *disability studies* jenseits der thematischen Fokussierung auf das Phänomen namens »Behinderung« nicht von einem allgemein anerkannten Set von Methoden, Theorien, Modellen und axiomatischen Setzungen gesprochen werden, die alle Forscherinnen und Forscher einen würden, die sich wissenschaftlich mit Behinderung auseinandersetzen. Vielmehr sind einige Punkte durchaus strittig, darunter die oft formulierte Forderung, dass die *disability studies* sich als emanzipatorische Wissenschaft zu verstehen habe, die wissenschaftliche Erforschung von Behinderung also stets mit einem gesellschaftspolitischen Engagement einherzugehen und einen Beitrag zum *empowerment*, zur Selbstermächtigung von Menschen mit Behinderungen beizutragen habe.²⁹ Demgegenüber lehnen andere Geisteswissenschaftler diese normative Aufladung der Forschung ab und betonen, dass auch gesellschaftspolitische Neutralität eine Wahlmöglichkeit für diejenigen sein muss, die sich wissenschaftlich mit Behinderung auseinandersetzen. Der naturwissenschaftlichen Sichtweise ist eine solche Ausrichtung von Forschung ohnehin fremd, gilt doch die Ergebnisoffenheit von Forschung als ihr wichtigstes Postulat und eine solcherart gerichtete Forschung schlicht als nicht wissenschaftlich.³⁰ Wie virulent diese Debatte ist, zeigen auch einige programmatische Ausführungen in Beiträgen dieses Sammelbands.

Auch der mehrfach formulierte Anspruch der *disability studies*, gesamtgesellschaftliche Analysen bereitzustellen, untersuchten sie doch anhand von Behinderung auch gesamtgesellschaftliche Normalitätsvorstellungen und Normalisierungspraktiken, wird nicht von allen Vertreterinnen und Vertretern des Feldes geteilt.³¹ Die Kritikerinnen dieses umfassend formulierten Anspruchs betonen eher, dass Behinderung nur eine Kategorie sozialer Ungleichheit unter mehreren ist und sich ein Großteil der gesellschaftlichen Phänomene ohne Rückgriff auf die Erkenntnisse der *disability studies* adäquat untersuchen lässt.³²

mit Behinderungen in Deutschland geben einen guten ersten Überblick: Bösl/Klein/Waldschmidt (Hg.), *Disability History*; Lingelbach/Waldschmidt (Hg.), *Kontinuitäten*.

29 Siehe dazu Bröckling, »Empowerment«; Garland-Thomson, »Andere Geschichten«; Mercer, »Emancipatory«. Siehe außerdem den Sammelband Hermes/Rohrmann (Hg.), *Nichts über uns*.

30 Der Präsident der Leopoldina, Jörg Hacker, beschreibt dies folgendermaßen: »Wissenschaftliche Forschung ist ein sich selbst organisierender, ergebnisoffener Prozess mit ihm eigenen anspruchsvollen Standards« (Hacker, »Wissenschaft«, S. 13).

31 So beispielsweise bei Waldschmidt, »Soziales Problem«.

32 Beide Positionen gegenüberstellend: Lingelbach/Waldschmidt, »Jenseits«.

Deutliche Unterschiede zeigen sich zwischen all jenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich mit dem Phänomen Behinderung auseinandersetzen, insbesondere auch im Hinblick auf die Herangehensweisen an und die Konzeptionierungen des Untersuchungsgegenstandes, lassen sich in der Forschung doch drei Modelle von Behinderung voneinander abgrenzen, die sich im Zeitverlauf ausdifferenziert haben.³³ Erstens gibt es eine Vielzahl von Studien, die das so genannte »individuelle« oder auch »medizinische Modell« von Behinderung vertreten. Sie verorten die Ursachen für Behinderung im betroffenen Individuum und definieren die Behinderung als tragischen Defekt, der zu verhüten oder durch Expertenhilfe zu beheben sei. Das behinderte Individuum wird in diesem Denken als defizitär klassifiziert. Diese Konzeption von Behinderung durchzieht beispielsweise frühere rehabilitationswissenschaftliche und medizinische Arbeiten, aber noch heute impliziert ein Großteil der Forschungen diesen Gedanken. Forscherinnen und Forscher, die mit diesem medizinischen Modell arbeiten, werden von den Vertretern der *disability studies* meist scharf kritisiert. Sie setzen seit den 1970er und 1980er Jahren dem medizinischen immer häufiger das so genannte »soziale Modell« entgegen, das die Ursachen für Behinderung eben nicht im Individuum, sondern in der Gesellschaft verortet. Unter Rückgriff auf das aus der Behindertenbewegung stammende Diktum »behindert ist man nicht, behindert wird man« betonen die Vertreterinnen und Vertreter dieses Modells, dass die Ursachen für Behinderung nicht im betroffenen Individuum liegen, sondern dass gesellschaftliche Strukturen Menschen mit bestimmten Merkmalen »behindern« und einschränken, sie sozial benachteiligen und aus vielen Gesellschaftsbereichen ausschließen. Folglich unterscheiden die Vertreterinnen des sozialen Modells zwischen einerseits *impairment*, also der Beeinträchtigung als Folge körperlicher, geistiger oder psychischer Besonderheit, und andererseits *disability* als Kategorie gesellschaftlicher Benachteiligung. Dementsprechend analysiert man im Rahmen des sozialen Modells insbesondere die Barrieren, welche gegenüber Menschen mit Behinderungen errichtet werden, beispielsweise im Bereich der politischen Partizipation, bei den Arbeitsbedingungen, der Gestaltung öffentlicher Räume,

33 Die Darstellung der drei Modelle findet sich mehrfach in der Literatur, u.a. bei Bösl, *Dis/ability History*, 7.7.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2009-07-001>; Thomas, »Theorien«; Waldschmidt, »Behinderung« neu denken«.

oder allgemeiner: der gesellschaftlichen Teilhabe.³⁴ Diese Sichtweise betont also vor allem, dass Behinderung eine Kategorie sozialer Ungleichheit ist, analog zu den weiteren Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Alter oder sexuelle Orientierung. »Behinderung« ist dem Betroffenen in diesem Ansatz nicht immanent, vielmehr wird der Behinderte erst über sein Treffen auf eine Gesellschaft, die ihn als anders seiend und als defizitär kategorisiert und zugleich soziale Interaktion auf eine bestimmte Norm hin ausrichtet, »behindert«.

Diesem sozialen Modell von Behinderung wird von den *disability studies* seit einiger Zeit in zunehmendem Maße ein kulturelles Modell zur Seite gestellt. In ihm werden die im sozialen Modell herausgestellten diskriminierenden Barrieren auf Stereotype und Kategorisierungen zurückgeführt, die von Seiten der Gesellschaft an die Betroffenen herangetragen werden. Historikerinnen, aber auch Soziologen und allgemeiner Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftlern, die sich auf diese Vorgänge konzentrieren, geht es vor allem um die betreffenden Vorurteile und Vorstellungswelten in Bezug auf Menschen mit Behinderungen. Sie untersuchen die diskursive Ebene, über die Behinderung erst als solche konstruiert wird. Bezogen auf den Gegenstand dieses Sammelbandes analysieren sie beispielsweise, wie das Phänomen Blindheit gesellschaftlich definiert, beschrieben und eben darüber konstruiert wird. Diese Forschungsrichtung untersucht dabei besonders intensiv Alteritätskonstruktionen, das heißt, wie Identitäten der einen Gruppe, also etwa von Menschen mit bestimmten Behinderungen als gegenüber der anderen Gruppe, also der Menschen ohne solche Behinderungen, geformt werden und umgekehrt. Dieses Modell geht mithin davon aus, dass Charakterisierungen, die Menschen ohne Behinderungen gegenüber Menschen mit Behinderungen vornehmen, stets auch Aussagen über die Identität der Nichtbehinderten beinhalten. Behinderung und Nichtbehinderung sind also aufeinander bezogen. Vertreter des kulturellen Modells interessieren sich daher besonders für die dominanten Normalitätsvorstellungen, die in Gesellschaften kursieren und über die Menschen erst den hierarchisierten Kategorien »behindert« oder »nichtbehindert« zugeordnet werden. An diese docken sich dann entsprechende Etikettierungs- und Stigmatisierungsprozesse an.

34 In welchem Maße die unterschiedlichen Konzeptionierungen von Behinderung die diesbezüglichen Forschungsergebnisse beeinflussen, demonstriert anhand der Rechtswissenschaftlichen Degener, »Behinderung«.

Die drei beschriebenen Modelle von Behinderung repräsentieren eine Skala. Auf der einen Seite befinden sich jene Forscher, die davon ausgehen, dass Behinderung dem betroffenen Individuum immanent ist und damit auch ohne soziale Interaktion existiert. Sie nehmen an, dass es einen »harten Kern« von Differenz gibt, dass Behinderung konkret und real in das Körperliche eingeschrieben ist. Das andere Ende der Skala bilden die »radikalen« Dekonstruktivisten. Sie betonen, dass Behinderung keine feststehende Realität sei, sondern ein gesellschaftlich hervorgebrachtes Konstrukt, eine gesellschaftliche Zuschreibung. Außerhalb der gesellschaftlichen Zuschreibungspraktiken gibt es Behinderung ihrer Meinung nach also nicht. Diese Konstellation erinnert in vielen Punkten an Diskussionen, wie sie im Rahmen der *gender studies* seit den 1990er Jahren ebenfalls geführt wurden, stehen sich doch auch hier jene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die davon ausgehen, dass es eine geschlechtsspezifische »Leibhaftigkeit« gibt, dass eine vorsprachliche Materialität des Körpers existiert, jenen gegenüber, die davon ausgehen, dass das Geschlecht kein natürlicher Sachverhalt sei, nicht durch den Körper markiert werde, sondern lediglich diskursiv und durch Performanz erzeugt werde.³⁵

Mögen sich die Vertreter des sozialen und des kulturellen Modells zwar uneins sein über den Ort, an dem Behinderung erzeugt wird, und die Faktoren, die Behinderung verursachen, so eint sie doch zugleich Vieles. Dazu gehört, dass beide Richtungen nicht nur die Lebenslagen, Alltagserfahrungen, Einstellungen und Handlungen von Menschen mit Behinderungen in Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch die Einstellungen, Alteritätskonstruktionen und Verhaltensdispositive der verschiedensten gesellschaftlichen Akteure gegenüber Menschen mit Behinderungen, also die gesellschaftliche Wahrnehmung von und den gesellschaftlichen Umgang mit Behinderten untersuchen. Damit werden unterschiedliche gesellschaftliche Subsysteme – von der Politik über die Wirtschaft, die Medien bis hin zur Wissenschaft usw. – dahingehend analysiert, wie sie auf die Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen einwirken und wie wiederum Menschen mit Behinderungen diese gesellschaftlichen Subsysteme durch ihre Handlungen prägen und prägen. Damit untersuchen die *disability studies* stets auch die Interaktion zwischen Menschen mit Behinderungen auf der einen Seite und gesellschaftlichen Gruppen und Strukturen auf der anderen Seite. Als weite-

³⁵ Die Forschungslandschaft zu den *gender studies* ist kaum noch überschaubar, siehe zur ersten Orientierung Degele, *Gender*, S. 57–118; Frey Steffen, *Gender*, S. 12–28, 71–104.